

Walther Gottfried Seidner

Die entschärfte Gewehrkegel. Eisblumen für den Dreizehnten (Auszüge)

(...)

Auf jenem Lastwagen sind bis zuletzt etwa vierzig Männer und Frauen, aber auch junge Burschen und Mädchen ausgehoben und zusammengepfercht worden.

Auf dem Großen Ring, beim Seiser, dem Konditor, mussten sie alle absteigen. Jeder mit seinem Bündel. Allen voran Herr Danzwitt und Tochter Anni.

Ganz in der Nähe, im ersten Stock – ein geräumiger Saal. Dort stehen die Handlanger der Sammelstelle bereit für die Übernahme der Ausgehobenen. Sie verwalten den Einbruch des Unberechenbaren. Gleich bei der Türe warten Schreibtische mit Listen und Stempeln. Die Eintretenden sprechen im Flüsterton. Nur die russische Belegschaft benimmt sich vorlaut.

Weinen, Seufzen, verzweifelte Händeringen kennzeichnet die Schutzlosen.

Viele russische Frauen in Uniform – einige im höheren Offiziersgrad – geben sich abgebrüht und ohne jedes Mitgefühl. Wer kann wissen, was in ihnen vorgeht. Den Neuankömmlingen sehen sie nicht einmal ins Gesicht. O doch! Eine von ihnen fährt die Anni an, was habe sie hier zu suchen, sie sie ja so dürr. Sie könne nach Hause gehen. Aber Anni will von ihrem Vater nicht getrennt werden. Sie will ihm zur Seite stehen. Und auch schon werden sie beide in den Hintergrund abgedrängt.

Unausgesetzt kommen immer noch welche heran. Auch solche, die aus den Straßen der näheren Umgebung zu Fuß herangetragen werden. Kaum jemand grüßt den anderen, wiewohl von lauter Bekannten umgeben ist. Jeder ist mit sich selbst beschäftigt. Ein Bild der Ratlosigkeit. Nicht der Winter macht ihnen zu schaffen. Viel eher der Gedanke an die zu Hause Verbliebenen. Hier im Saal ist es wärmer als auf dem Großen Ring. Störend wirkt nur der Zigarettenrauch. Machorka. Ein Raunen geht durch den Saal: Vor kurzem ist ein Transport vom Bahnhof abgefahren.

Und schon wieder betreten einige Neuankömmlinge den Raum.

Da kommt auch schon einer von den vier Soldaten, die meine Mutter abgeholt hatten, bei ihr vorbei. Er sagt zu ihr: „Liebe Frau, du hast bei dir zu Hause vier Kinder zurück gelassen. Soeben erfahre ich: der nächste Transport fährt erst über drei Stunden ab. Bis dahin könnten wir zu deinen Kindern gehen, du könntest ihnen zu essen geben – und wir kehren wieder um. Was meinst Du?“

Der Gedanke gefiel meiner Mutter. Wenigstens hätte sie in Erfahrung bringen können, ob jemand meine Großmutter verständigt habe.

„Zuerst muss ich dem russischen Kommandanten Bescheid geben. Er ist ein Ukrainer und ich spreche seine Sprache“, sagt der Soldat. Er kommt auch sehr bald zurück: „Wart noch einen Augenblick, ich soll das Gewehr holen.“

Das Bündel meiner Mutter bleibt zurück wie für eine Haftung. Und die beiden machen sie auf den Weg. Sie müssen durch lauter Kontrollen hindurch. Aber der Mann mit dem geschulterten Gewehr öffnet alle Wege nach draußen.

Auf dem Großen Ring ertönt plötzlich ein heiserer Aufschrei: „Stoi, Razzia!“ Ein russischer und rumänischer Offizier wollen die Papiere der Fußgänger einsehen. Der Soldat erschrickt. Meine Mutter auch.

„Frau, was habe ich getan?! Ich hab ja keinen Befehl (*ordin*). Bloß eine Erlaubnis“ (*invoire*). Aber von vorne erklingt auch schon eine Aufforderung: „Die Dame mit dem Soldaten soll ungestört weiter gehen!“ Bis zur Zibinsbrücke, selbst zur Konradwiese können sie ungehindert vorankommen. Dort standen gewohnheitsgemäß ebenfalls russische Wachposten. Aber heute werden alle Soldaten für das Ausheben der sächsischen Bevölkerung benötigt.

So kam meine Mutter bei uns an. Es folgen der Mittagstisch und das freundschaftliche Zusammensitzen, die kurze Zeit der Unbeschwertheit, der heiteren Sorglosigkeit.

Noch dauert sie an. (...)

Am 18. Januar sollte es wieder soweit sein: Das Tor hat offen zu bleiben! Hatte es geheißen. Ich weiß nicht, wer den Befehl ausgegeben hat. Es wurde gemunkelt, man habe die erhoffte Zahl an Deutschen nicht eintreiben können, also ging man heute „wildern“. Wessen man habhaft werden konnte, der sollte mitgehen.

„Elf Uhr Vormittag!“ sagt meine Mutter. Und sie versammelt uns Kinder um sich herum. Sie schlägt die Bibel auf, das Buch, in dem so Vieles geschrieben steht – in dem außer einigen Landkarten keine Bilder zu sehen sind.

„Matthäus sechs, Vers neun“ flüstert sie – und nach einigem Blättern: Vater unser, der du bist im Himmel...“ Wir Kinder beten mit, Vers für Vers. Draußen hält der Lastkraftwagen. Er rüttelt sich, er schüttelt sich – wie zum vorigen Mal. Man hört ihn recht gut. Aber er kommt nicht näher. Ich schere aus der Gebetsgemeinschaft aus. Das Fenster ist recht durchsichtig, und der Kriegswagen hält vor dem Tor der Frau Florea, unser Nachbarin zur rechten Hand. Sie ist eine Kriegswitwe. Ihr Mann hat als Offizier in beiden Weltkriegen gekämpft. In Bessarabien ist er gefallen. Auf rumänischer Seite. Wer soll dort abgeholt werden? Die Fürsorgeschwester, die die gichtkranke Frau pflegt, stammt aus der rumänischen Gebirgsgemeinde Poplaka. Frau Florea kann sich ihre Dienste leisten, weil sie eine hohe Witwenrente bezieht. Das wissen alle auf der Konradwiese. Niemand ist ihr neidisch. Sie ist die Friedensstifterin der Nachbarschaft. Bedingt durch ihre Behinderung liegt sie von Frühjahr bis Herbst in ihrem Fenster, im Schatten ihrer aufgeklappten Rollläden.

„Unser täglich´ Brot gib uns heute, und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir...“

Draußen wird der Schlag des Lastkraftwagens kraftvoll zugepletscht, wie es in unserem Sächsisch heißt. Das Gefährt setzt sich in Bewegung, es zuckelt langsam heran – und es fährt an meinem Fenster vorüber.

„Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.“ Aufatmen wie nach einem Aderlass. Meine Mutter versucht eine Erklärung: „Vielleicht wurde unsere etwas engere Einfahrt übersehen.“

Im Mai, vier Tage nach der Beerdigung meiner Großmutter, an einem Vormittag kommt die Florea zu uns herüber. Sie geht mit Krücken, ihre Finger sind durch die Gicht entsetzlich verformt. Nein, es ist kein Kondolenzbesuch, sie rückt mit ihrem Anbringen geradewegs heraus:

„Du sollst wissen, Nachbarin, du hast gut erzogene Kinder. Sie gehen zehnmal am Tag an meinem Fenster vorbei – und zehnmal geben sie Guten Tag mit mir (*da buna ziuu cu mine*). Nur der Kleine sagt jedes Mal, ob am Morgen, ob am Abend: *seara buna*, guten Abend! Aber du sollst wissen, Nachbarin, als die Russen an meinen Rollläden klopfen und mich aufforderten, die „*Njemetzki*“ auszuliefern oder zu zeigen, wo es welche gäbe, da habe ich geantwortet: *Njet njemetzki na pravo, ne na levo!* Und ich zeige nach rechts und nach links. Das bedeutete soviel wie: Rechts und links von mir gibt's keine Deutschen“. (...)

Bis 1949 sind alle Verschleppten der Reihe nach heimgekehrt. Außer denen, die beklagenswerter Weise zurückgeblieben waren. Schon mit einem einzigen wäre um einen zu viel gewesen.

Im selben Jahr wurden das Klavier und die Singer-Nähmaschine requiriert. Der Betrieb meines Vaters wurde zwar enteignet, die Steuern aber nicht abgeschrieben. Bis zuletzt blieb uns die Nähmaschine, das Klavier aber ging a conto der Steuern.

Als wir 1951 von der Konradwiese nach der Oberen Neustift umgezogen waren, stellte sich heraus, dass einer unserer neuen Nachbarn, Herr Dr. Reissenberger, sich am 13. Januar 1945 freiwillig zur Deportation nach Russland gemeldet hatte, wiewohl er bereits fünfzig Jahre alt war, also fünf Jahre über das vorgegebene Alter von 45 Jahren. Er wollte seine Tochter begleiten und beschützen. In der Ukraine angekommen, wurden sie voneinander getrennt. Ich weiß nicht, wer von den beiden als erstes wieder zu Hause ankam. Jedenfalls hat Dr. Reissenberger die in Russland verstorbenen Hermannstädter aufgeschrieben und nach seiner Heimkehr dem Hermannstädter Stadtpfarramt überreicht. Das Schreibpapier hatte er sich in der Ukraine von leeren Zementsäcken besorgt. (...)